



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

\*: Edmund Höfer.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Edmund Höfer.



or wenigen Wochen ist mit Edmund Höfer ein deutscher Erzähler von großen Anlagen und unzweifelhafter Leistungskraft aus dem Leben geschieden, dessen Feder bis zuletzt — nicht immer zu Gunsten seines wohl erworbenen Rufes — unermüdtlich thätig gewesen war. Vom Jahre 1852 an, wo die „Erzählungen aus dem Volke“ erschienen, bis zum verfloffenen Jahre hat Höfer eine endlose Reihe von Novellensammlungen, kleineren und größeren Romanen publizirt und in merkwürdiger Ungleichheit bald Meisterstücke wirklicher Erzählungskunst, bald ziemlich alltägliche Geschichten ohne tieferen Gehalt und ohne künstlerische Gestaltung dem Publikum dargeboten. Die Erscheinung Höfers war zugleich eine individuell eigentümliche und eine typische, individuell-eigentümlich in der Besonderheit seines Verhältnisses zum Leben, in den Vorzügen und Mängeln seiner Darstellung, typisch in der Art, wie auch dies reiche Talent bei uns für den Tagesmarkt verbraucht worden ist. Kann man auch nicht gerade behaupten, daß Höfer, der als echter, aus der innern Fülle herauschaffender Dichter begonnen, zuletzt ein bloßer Leihbibliothekenschriftsteller gewesen sei — davor schützte ihn ein Hauch und Nachglanz seiner guten Tage —, so ist er doch diesem unerfreulichen Ziel so nahe gekommen wie Karl Spindler und andere einst vielversprechende Talente. Es liegt ein eignes Verhängnis darin, daß die äußerliche Gestaltung unsrer Literatur- und Buchhandelsverhältnisse und die Gewöhnungen unseres Publikums fortgesetzt einen geheimen Zwang auf die poetischen Talente ausüben, sich zu wiederholen, zu erschöpfen und ihre stärksten und frischesten Wirkungen gleichsam selbst wieder aufzuheben. Daß daran oft genug jene leidige Notwendigkeit ihren Anteil hat, die in Deutschland den „Berufsschriftsteller“ zwingt, eine mäßige Gestaltungskraft über Gebühr auf die Probe zu setzen und mehr zu dichten als er leben oder erleben kann, weiß alle Welt. Denn oft genug merkt der Berufsschriftsteller zu spät, daß die Literatur in Deutschland kein Beruf ist, wenigstens kein Beruf für ein poetisches Naturell und eine künstlerische Entwicklung. Aber auch ganz abgesehen von diesem alten Zwiespalt drängt eine viel stärkere und bedenklichere Macht die deutschen Schriftsteller — die Erzähler zumal — zur Überproduktion. Die undankbare Gleichgiltigkeit und rasche Vergesslichkeit, welche im deutschen Publikum heimisch und tief, tief gewurzelt sind, bilden einen beständig wirksamen Sporn und Stachel für unsere poetischen Naturen. Weil es nicht möglich scheint, daß auch das beste Buch eine nachhaltige Geltung behauptet, weil auch der verdienteste Schrift-

steller, der jahrelang schweigt, alsbald unter die Vergessenen und Abgethanen gerät, weil nichts von jener Pietät unter uns zu finden ist, welche in Frankreich und England die einmal anerkannte Leistung dem Autor ein Leben hindurch zu Gute kommen läßt, so wird der letzte Hauch darangesetzt, um durch unablässige neue Produktionen die Teilnahme eben dieses Publikums zu behaupten.

Welcher von beiden Antrieben oder ob beide und wie viel von beiden bei Edmund Höfer vorgewaltet, wissen wir nicht. Sein äußeres Leben ist in zwei großen Hauptabschnitten verlaufen. Er war 1819 in Greifswald als der Sohn eines angesehenen Juristen, des Stadtgerichtsdirektor Höfer, geboren, studierte zu Heidelberg und Berlin und widmete sich nach einigen Anläufen, in ein Amt einzutreten, ausschließlich literarischer Thätigkeit. Bis in die Mannesjahre hinein verweilte er in seiner Vaterstadt Greifswald und im väterlichen Hause, in den ersten fünfziger Jahren siedelte er nach Stuttgart über, wo er fortan heimisch blieb. Was für die Beurteilung des Schriftstellers wichtiger ist: auch sein inneres poetisches Leben scheint in zwei Hälften getrennt gewesen zu sein. Einer Periode des Aufnehmens, Anschauens, innern Erlebens und Genießens ist offenbar eine solche der reinen Arbeit gefolgt. Es macht den Eindruck, als hätte Höfer Jahre hindurch Eindrücke, Stoffe, Empfindungen, alle Menschengestalten, mit denen das Leben ihn zusammengeführt, alle Landschaften und Häuser, die er gesehen, wie einen heimlichen Schatz aufgespeichert, von dem er, nachdem er ihn so hoch gehäuft, daß er für ein ganzes Leben auszureichen schien, dann eben so viele Jahre gezehrt hat. Im Gegensatz zu der Mehrzahl der deutschen Dichter, welche früh mit ihren ersten Produktionen hervortreten und darnach, je nach dem Gange ihres Lebens, die Anschauungen und Eindrücke zu weiteren Schöpfungen empfangen, so daß sich die einzelnen Entwicklungsmomente und Bildungsstufen durch die ganze Reihe ihrer Bücher hindurch verfolgen und nachweisen lassen, ist Höfer gleich mit seinen ersten „Geschichten“ als ein fertiger Schriftsteller hervorgetreten. Hintergrund, Gestaltungsweise und Empfindung sind beinahe in allen seinen Produktionen die gleichen geblieben, fort und fort hat er, erst aus dem Vollen und darnach immer zögernder, immer sparsamer, aus einem Schatz von norddeutschen Erinnerungen, aus Jugendeindrücken geschöpft, zu denen sich keine weiteren hinzugesellten. Und da geschah es denn, daß die Gestalten, die Situationen wie die Landschaftsbilder in Höfers Romanen sich zu wiederholen anfangen, daß an die Stelle der etwas knorrigen, aber frischen, vollen Originalität des Erzählers eine gewisse Manier trat, daß die spätern äußerlichen Berichte von Schicksalen und Abenteuern, an denen der Erzähler nicht mehr den gleichen frischen Anteil nehmen konnte, eben weil er sie für sein poetisches Bedürfnis schon oft genug und zu oft erzählt hatte, den Reiz des Persönlichen verloren. Auch in der „objektivsten“ Erzählung bedarf es eines Lichts, das aus dem Innern des Erzählers strahlt, und dies Licht ward in den spätern Erzäh-

lungen schwächer und schwächer. Gleichwohl würde es außerordentlich schwer sein, eine nur einigermaßen zuverlässige Grenzlinie zwischen den bedeutamen, poetisch reichen Produktionen Höfers und den dürftigeren und äußerlicheren zu ziehen. Wer zufällig eine Gruppe der letzteren zuerst kennen lernte, dem würden immerhin der Reichtum der Erfindung, das außerordentliche Talent für die Darstellung namentlich alter Adelshäuser und patrizischen Bürgerfamilien mit ihren mannichfach freudigen, zumeist aber dunklen und oft tragischen Erinnerungen, die straffe, vorwärts drängende und am rechten Ort doch wieder ruhige, bequeme Weise des Erzählens auffallen. Denn wie gesagt, etwas von den Vorzügen der besten Höferschen Schriften ist auch noch in die mindest gelungenen übergegangen, und bei kleineren Erzählungen schlug unser Dichter wohl auch noch in der letzten Zeit, je nachdem ihm eine bis dahin nie verwertete Erinnerung in die Seele trat, den starken, klangreichen Ton früherer Tage an. Aber wer die Schöpfungen Höfers mit einander vergleicht, der wird ohne die thörichte Vorliebe, die bei uns für Erstlingswerke herrscht, zu teilen, nicht einen Augenblick anstehen, den älteren den entschiedensten Vorzug zu geben. In den Büchern „Aus dem Volke,“ den Novellen „Aus alter und neuer Zeit,“ dem lebensvollen Idyll „Schwanwiek,“ der Sammlung „Bewegtes Leben,“ in „Morien, Erinnerungen einer alten Frau,“ in der Schloß- und Waldgeschichte „Vorelei“ und in dem ersten Roman „Die Alten von Ruhnek“ sind meist schon alle Elemente und zwar schon in jener eigentümlichen Mischung enthalten, auf welcher die Wirkungen Höfers beruhen. Die ernste Anschauung des Lebens, die ausgesprochene Vorliebe für alle edeln, selbstbewußten, frei auf sich gestellten, ein wenig trogigen, im eigentlichen Sinne des Worts adlichen Naturen und Gestalten, das Wohlgefallen an einem ehrenhaften Dasein, das dabei von allem Behagen und aller Sicherheit des Wohlstandes getragen ist, dazu das echt poetische Verständnis für heißblütige Leidenschaft, für alle urwüchsigen, aus der Natur unvertilgbaren Empfindungen in Liebe und Haß, die stimmungsvolle Wiedergabe der äußeren Szenerie, mit der seine Menschen durch tausend Fäden verbunden sind, die Kunst, den Vollgehalt einer jeden Geschichte in einen oder ein paar entscheidende, mit vollster sinnlicher Deutlichkeit dargestellte Momente zusammenzudrängen, die wechselvolle, bald kurze und knappe, bald bequeme, immer aber kräftige Sprache treten uns in den Erstlingsbüchern in frischester Unmittelbarkeit und mit einer noch jugendlichen Lust an dem Schatz der Erinnerungen und Gestalten, über den er zu verfügen hat, entgegen.

Höfer beschränkt sich in seinen Darstellungen weder auf die Gegenwart, noch teilt er die Vorliebe für weit zurückliegende Jahrhunderte. Genau so wie er einen Lieblingshintergrund hat, das norddeutsche Küstenland mit den Ebenen, Heiden und Wäldern, die sich bis an die Dünen der Ostsee heranziehen, hat er auch eine Lieblingszeit, in deren Anschauungen und Sitten er so gut, ja besser zu Hause ist, als in der Gegenwart: die Zeit vom siebenjährigen Kriege bis in die

zwanziger und dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts. Die Mehrzahl der größeren Höferschen Romane spielt in der gedachten Zeit und greift von ihr aus mit alten Familienüberlieferungen und Erinnerungen wohl auch noch etwas weiter zurück. So im „Altermann Nylke,“ einer Geschichte aus dem Jahre 1806, in „Unter der Fremdherrschaft,“ einer Geschichte aus dem Jahre 1813, so in dem Romane „Der große Baron“ und in manchen andern. Es erweckt diese Besonderheit den Eindruck, als ob alle Geschichten Höfers teils auf Miterlebnis, teils auf lebendiger Mitteilung beruhten; ungefähr so weit wie seine Zeitdarstellungen pflegt in größeren alten Familien die Anschauung von den Vordern, ihrem Wesen und ihren Geschicken zurückzureichen. Nicht als ob damit irgendwelche Zweifel in Höfers Erfindungskraft gesetzt werden sollten! Wir meinen nur, es ist der Ton, der in solchen alten Überlieferungen erklingt und den Höfer lebendig und ergreifend trifft. Ja selbst die Eigentümlichkeit der mündlichen Erzählung, sich einmal breit und behaglich ausmalend zu ergehen und ein nächstesmal im vollen drängenden Strom, mit rascher Aneinanderreihung der gewichtigsten Thatsachen zu berichten, dazu hunderterlei jener Ausrufe und Wendungen, die nur dem mündlichen Vortrag angehören, finden sich bei unsern Novellisten vor.

Ein so echter Dichter Höfer in seinen guten Leistungen auch ist, er bleibt doch eben immer und vor allen Dingen Erzähler, in einem ungewöhnlichen Maße steht ihm die Kunst des spannenden, fesselnden Vortrags zu Gebote, und sie ist ihm selbst da treu geblieben, wo er innerlich an seinen Erfindungen wenig mehr beteiligt war. Doch bleibt es bemerkenswert, daß, während Höfer seine früheren Geschichten aus einer inneren Fülle heraus erzählt, so daß er oft Not hat, die drängenden Situationen, die zahlreichen Gestalten kunstgemäß zu bewältigen, er späterhin sich bei breiten Expositionen aufhält und sich gleichsam erst in das Vorzutragende hineinerzählt. Hierin liegt wieder eine Aufforderung mehr, sich vor allem an die früheren Schriften Höfers zu halten, um eine rechte Würdigung seines Talents zu haben.

Zwei der unbekanntesten unter seinen Büchern zählen zu den wertvollsten und weisen manche Wurzeln seiner Kraft auf. Das sind seine „Gedichte“ (1853) und das Skizzenbuch aus Norddeutschland „Schwanwiek.“ Die Gedichte unterscheiden sich von der landläufigen Lyrik in höchst prägnanter Weise. So weit sie lyrisch sind, enthalten sie Naturlaute einer heißen und dabei doch spröden Natur, Töne aus dem Innersten der Seele, die nicht leicht, aber stark und ergreifend hervorquellen. Durch manche der Höferschen Dichtungen klingen jene geheimnisvollen Stimmen, welche dann auch in einzelnen Geschichten wiederkehren und aus dem träumerischen Verkehr mit Wald und Meer stammen. So weit sie erzählend sind, stellen sie sich als plastische, charakteristische Episoden aus dem See- und Schifferleben, aus allerhand wunderlichem Menschentreiben dar, das der Dichter aufmerksam belauscht hat und für das er die eigentümliche Form sucht.

Es ist eine Überfülle von tiefen Eindrücken, die hier poetisch bewältigt werden sollen und darum erscheint nicht alles klar und voll ausgebildet. Aber in allem ist Blut und energische Haltung, in allem ein besondrer Geist, den es treibt, auch den Rätseln des Lebens und der menschlichen Natur nachzugehen und selbst eine gewisse Vorliebe für das Herbe, Dunkle und Düstere. Daß aber Höfer andererseits für das Sonnige, Helle und Heitere im Dasein das offenste Auge besitzt, erweist das oben erwähnte Skizzenbuch „Schwanwiek,“ in seiner Art eine einzige Leistung, ein Idyll in Prosa, wie wenige existiren. Von einer Handlung ist hier kaum die Rede, wenn auch ein paar rote Fäden durchlaufen. Es ist das Leben auf einem norddeutschen, nicht allzuweit von der See gelegenen Gute, in einem gastfreien Hause, so recht einem warmen, alten, lieben Nest, wie es, Gott sei Dank, ihrer noch immer etliche in Deutschland giebt, ein Haus, in welchem Platz für Gäste und Menschen aller Art ist, welches in „Schwanwiek“ in leuchtend hellen Farben dargestellt wird. Der Wechsel der Jahreszeiten und Tage, der Begebnisse und Stimmungen in einem Alltagsleben, das leise Auf- und Abwogen eines in sich befriedigten Daseins, das Treiben von den Ausflügen zu Land und Wasser, vom Erntefest bis zur „Hochzeit im Schnee,“ einem Brauttag, in den die vollste Blütenpracht eines norddeutschen Frühlings hinein schimmert, mit vielen nicht besonders hervorragenden, aber lebenswürdigen, lebenswarmen Menschengestalten tritt uns anschaulich und anheimelnd entgegen und erweist Höfers entschiedene Fähigkeit für das Idyll. Wenn es nicht allzu pointirt klänge, um ganz wahr zu sein, möchten wir sagen, es sei Höfers Mißgeschick, daß sich die Doppelneigung für das reizvolle, farbenhelle Idyll und für die tragische von wilder Leidenschaft bewegte Geschichte niemals völlig bei ihm durchdrungen haben. Gewiß ist, daß es in keinem der großen Romane Höfers voll geschehen ist. Als Grundstimmung herrscht beinahe in allen seinen Erzählungen die erstbezeichnete vor, in der Regel handelt es sich um ein wildes Stück Leben, das durch den Kontrast mit den Umgebungen noch besonders ergreifend wirkt.

Gleich in den Novellen „Aus dem Volke“ sind es vor allen die „Erzählungen eines alten Tambours,“ welche diese Eigentümlichkeit und die Meisterschaft, die Höfer in der Wiedergabe solcher wilden Geschichten besaß, offenbaren. Hier ist ganz der merkwürdige, bald knappe, bald breite Vortrag, der Ton, aus dem das verhaltene und zurückgedämmte Gefühl mächtig hervorbricht, hier sind die satte Farbengebung, die sichere Charakterzeichnung, welche mit wenigen Strichen die Gestalten vor Augen stellt, die Atmosphäre, welche jeder einzelnen Erzählung ihre Gesamtstimmung giebt. Man lese beispielsweise nur die „Der Aufruhr“ überschriebene Geschichte, um den vollen Eindruck der Eigenart Höfers zu haben. Verwandte Leistungen von gleicher Vorzüglichkeit sind die Novellen „Der stille Kamerad“ und „Ein alter Mann“ („Aus alter und neuer Zeit,“ 1854), die prachtvolle Erzählung „Aus einer Familie,“ der sich fast ebenbürtig „Die hellen

Fenster" und „Der wilde Hans“ („Bewegtes Leben,“ 1856), die Hauptteile von „Norien, Erinnerungen einer alten Frau“ (1858), die Geschichte „Lorelei“ (1861) zuerst mit dem historischen Hintergrund der französischen Fremdherrschaft, der dann in einer Reihe von andern Erzählungen wiederkehrte, anschließen, ferner den mehr genrehafte breiten und schon nach der Seite der Wiederholungen hinneigenden, aber mit einer Originalfigur wie die des Altermann und Kaufherrn Adam Ryke ausgestatteten Roman „Altermann Ryke,“ in dem ein paar Momente von höchster dichterischer, andre freilich nur von gewöhnlicher Romanwirkung sind. Darnach hebt die lange Reihe der Produktionen an, in welchen nur bestimmte Einzelheiten den Ansprüchen genügen, die man doch nach den vorgedachten Anfängen an Höfer zu stellen berechtigt war, oder in denen eine und die andre gehaltreiche und meisterhafte zwischen den vielen minder guten Arbeiten erscheinen. Von Zeit zu Zeit flammt die alte Glut oder das alte milde Licht in diesen späteren Bildern auf, im allgemeinen aber zeigen sie die verhängnisvollen Wirkungen der Schnellproduktion, hinter der weder ein mächtig überwältigendes Weltleben noch ein reiches Gedankenleben steht.

Unter den spätern Produktionen Höfers nennen wir „Auf deutscher Erde“ (1860), „Die Honoratioerntochter“ (1861), „Unter der Fremdherrschaft“ mit der prächtigen Episodenfigur der Gräfin Hebe (1863), „Neue Geschichten,“ mit der eigentümlichen wenn schon nicht gerade erquicklichen Geschichte „Frau Venus“ (1867), „Ein Findling“ (1868), „In der Welt verloren“ (1869), „Unter fliegenden Fahnen“ (1872), „Der Demagoge“ (1872), „Erzählungen aus der Heimat“ (1874), „Der Junfer“ (1874), „Dunkle Fenster“ (1879). Die Reihe wäre noch viel vollzähliger zu machen; indeß wir möchten über das nicht hinausgehen, was uns zu Gesicht gekommen. Hier und da ist wie gesagt ein Aufblitzen der alten Kraft und eine Rückkehr zum Genuß künstlerischen Ausgestaltens und Vollendens erkennbar, im allgemeinen aber geht in der Hast des Produzirens der warme lebendige Vortrag nach und nach verloren, der Stil verwildert durch Abstraktionen und glatt prosaische Berichte, die zwischen die wirklich ausgeführten Momente der Erzählungen eingeschoben werden. Und weil dem Erzähler noch stets die alten Landschaften, Gestalten und Lebenssituationen vorschweben, weil sie sich unablässig in seine neueren Gebilde hereindrängen, so entsteht in beständiger Wiederholung des Früheren eine förmliche Manier. Gewisse Dinge kehren wie nach einem Rezept wieder: Die Gruppierung der gegenwärtigen Vorgänge um irgend ein Skelett im Hause, ein weit zurückliegendes Verbrechen oder sonstig nachwirkendes Unheil, ein düsteres Element in ein paar Gestalten, welches einzelnen Vorgängen den Charakter des Spukhaften und Gespenstigen giebt, ein paar trotzig Menschen, die aus dem festesten Kernholz des vergangenen Jahrhunderts und der abgelegensten Landstriche geschnitzt sind und wohl brechen, aber nie biegen können, und dazwischen dann die weicheren, lebenswürdigern Naturen, die zuletzt ziemlich schablonenhaft erscheinen.

Höfers spätere Romane und Geschichten legen eine ernste Betrachtung nahe genug. Die deutsche erzählende Literatur hat in den dreißiger und vierziger Jahren schwer unter hohler Geistreichigkeit und Tendenzreiterei gelitten, und der kleinste Belletrist erachtete sich zu jener Zeit für berufen, eine absonderliche Weltanschauung zu produzieren. Die mangelnde Gestaltungskraft sollte hinter den Grimassen der Originalität und hinter Phrasen verschwinden. Gegenüber dieser präventösen Impotenz war freilich der schlichteste Realismus, der auch nur das kleinste Stück Leben mit Treue und Wärme darzustellen wußte, ein außerordentlicher Fortschritt. Daß es gleichwohl ein neuer Irrtum ist, beschränkten, wenn noch so trefflichen Lebenseindrücken eine unbeschränkte poetische Ausdehnungs- und Verwendungskraft zuzutrauen, daß es der Realismus allein nicht thut, sollte angefichts eines Vergleichs zwischen den Novellen in „Bewegtes Leben“ und den letzten Gaben Höfers auch dem Befangenen klar sein.

\*



## Nochmals die Volksfeste.

Zu den im 22. und im 27. Hefte der Grenzboten veröffentlichten Beispielen von Störung und Zerstörung ehemaliger Volksfeste geht uns noch folgende ähnliche Mitteilung aus Baiern zu. \*)

In Dürkheim an der Haardt, einem etwa 5000 Seelen zählenden Städtchen der bairischen Pfalz, bestand in meiner Jugendzeit noch ein Volksfest, auf welches Alt und Jung sich stets freute. Am zweiten Pfingsttage nämlich hatten alle Pferdebnechte des Städtchens die Erlaubnis, mit den von ihnen gepflegten Pferden zwischen 2 und 3 Uhr früh in das gegen die Rheinebene hin sich erstreckende Bruch (Moor) zu reiten, dort die Pferde etliche Zeit zu weiden, um dann gegen 5 Uhr in einer in der Nähe befindlichen Mühle einzukehren. Dort wurden sie dem Herkommen gemäß mit Wein und Käse (sogenanntem Handkäse, welcher in jener Gegend in jedem Bauernhause bereitet wird) bewirtet. Um 7 Uhr ritten sie wieder weg, damit sie um 8 Uhr in Dürkheim einziehen konnten. Einer der Burschen war zum „Käsekönig“ erwählt und ritt mit zwei Adjutanten voraus, eine Art Lanze in der Hand, deren Spitze mit Bändern verziert war.

\*) Wir bringen auch diesen Beitrag gern noch zum Abdruck, brechen aber nun damit den Gegenstand ab. Es kam uns nur darauf an, die Sache anzuregen. Daß es auch anderwärts an Beispielen nicht fehlen würde, davon waren wir von vornherein überzeugt.

D. Red.